

Nur ein Dienstmädchen . . .

Eine Kollektivbiographie

Mit «Dienen in der Fremde» wagten sich die zwei Historikerinnen Regula Bochsler und Sabine Gisiger an einen empfindlichen Bereich bürgerlicher Familiengeschichte heran. «Dienstmädchen und ihre Herrschaften in der Schweiz des 20. Jahrhunderts», so der Untertitel, ist ein ausserst enthüllendes Buch. Das liegt vor allem daran, dass die beiden Autorinnen nicht nur sehr unkonventionell recherchierten (Krankengeschichten, Bild der Dienstmädchen in den Annoncen und der Werbung, etc.), sondern auch 16 ehemalige Dienstmädchen aus der Vorkriegszeit ausfindig machten und zu ihrer Lebensgeschichte befragten.

Der Hauptwiderspruch, in dem die bürgerliche Familie noch bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges gefangen war, bestand darin, dass sie im Grunde genommen hasste, was sie so bitter benötigte: «Die Anwesenheit einer Proletarierin im eigenen Heim». Mit der Verfeinerung des Lebensstils im Bürgertum und der Freistellung der Frau des Hauses von direkter körperlicher Arbeit entstand ein enges und schwieriges Abhängigkeitsverhältnis: «Nur wer ein Dienstmädchen hatte, gehörte zum Bürgertum. (...) Dienstmädchen öffneten die Haustüre, nahmen Telefonanrufe oder Visitenkarten entgegen, halfen Gästen beim Ablegen von Mantel und Hut, führten sie ins Empfangszimmer und servierten bei Einladungen. Alle diese Handreichungen unterstrichen den sozialen Status der Herrschaften. Dementsprechend war es nicht nur wichtig, dass eine Angestellte ihre Arbeit verrichtete, sondern auch, wie sie es tat. Nur stilvolles Auftreten und tadelloses Aussehen garantierten den Erfolg der Selbstdarstellung der bürgerlichen Familie.»

Genau darin aber lag auch das Problem: Eine «wildfremde» Person aus der Unterschicht, «eine Besitzlos- bewegte sich inmitten ihres sorg-

sam gehüteten Privatbesitzes». Dies stand in scharfem Widerspruch zum bürgerlichen Familienideal und weckte entsprechende Ängste: «Die vornehme Dame brauchte ein Dienstmädchen, dieses aber störte die Intimität des «trauten Heims», war und blieb ein Fremdkörper, eine «Schwachstelle in der Mauer», mit welcher sich die Familien im Bürgertum zum Schutze ihrer Privatheit umgaben.

Hinzu kam, dass das Dienstmädchen die Dame des Hauses in dem einzigen ihr zugestandenen Machtbereich konkurrenzlierte: «es war möglicherweise die bessere Köchin, hatte eine engere, weil viel körperbetontere Beziehung zu den kleinen Kindern und wühlte nicht zuletzt oft auch noch die sexuellen Phantasien des Hausherrn auf. Daraus erklärt sich die heute gar nicht mehr verständliche Härte und Gefühllosigkeit, mit der die Frauen im Bürgertum - als solche im patriarchalen Ordnunggefüge ja ihrerseits Unterworfenen - ihre Dienstmädchen behandelten konnten. Das Material, das die Autorinnen zusammengetragen, spricht diesbezüglich Bände. «Die Herrschaft hatte den Anspruch, über die ganze Person ihrer Angestellten zu bestimmen (...): «Dann musste ich vor Madame hinstehen, und sie sagte, dass sie sich schon den ganzen Morgen über mich geärgert habe, weil ich so keine Manieren hätte. Sie sagte mir jetzt, wie ich mich zu verhalten habe. Jedermal wenn ich ihr begegnete, solle ich einen Knicks machen, also in die Knie gehen, den Kopf nach vorne neigen und sagen «par-donne Madame». Ich musste etliche Male üben, bis es ihr passte.» Selbstverständlich war auch, dass

schliesslich «die Hausfrau das Lob für die von ihrem Dienstmädchen verrichtete Arbeit erntete». Dazu schrieb schon Simone de Beauvoir in «Das andere Geschlecht»: «Ihr Heim bedeutet für sie das Los, das ihr auf Erden zugefallen ist, den Ausdruck ihres sozialen Wertes und ihrer intimsten Wirklichkeit. (...) Durch die häusliche Arbeit macht sich die Frau in der Tat ihr «Nest» zu eigen. Deshalb legt sie Wert darauf, selbst Hand anzulegen, auch wenn sie eine Hilfe hat. Wenigstens überwachend, überprüfend, kritisierend, bemüht sie sich, die Ergebnisse ihrer Bedienung sich zu eignen zu machen.»

Frauen wurden gegen Frauen ausgespielt, und die Männer, wenn sie nicht gerade den jungen Dingen in ihrem Haushalt nachstellten, hatten scheinbar mit all dem gar nichts zu tun. Ohnehin «selten zu Hause» und «kaum je am Haushalt interessiert», fiel es ihnen auch leicht, «sich grosszügig zu zeigen (...). Im Extremfall konnten Hausherr und Dienstmädchen eigentliche «Verbündete» gegen die Hausfrau werden. Ebensogut konnte der Mann sich aber natürlich auch auf die Seite seiner Frau stellen und als «Inhaber der Hausgewalt» mit einem Machtwort dazwischenfahren, um «die angeknackste Autorität seiner Gemahlin wieder aufzurichten». Angefochten war seine Stellung nie.

111 064 Hausangestellte waren 1930 in der Schweiz gemeldet, die meisten davon junge Frauen aus den ärmeren ländlichen Bevölkerungsschichten - und dadurch gleich doppelt diskriminiert. Bedrückend, wie die von Regula Bochsler und Sabine Gisiger befragten, heute bereits betagten Frauen

erzählen, dass ihren Brüdern oder Klassenkameraden im Dorf erlaubt wurde, Berufe zu erlernen, während sie, die Mädchen, auch wenn sie die Geschlechter waren, «in die Fremde» geschickt wurden, damit «ein Mund weniger am Tisch» war.

Unbegrenzt lange Arbeitszeiten, keine freien Tage, Unterbringung in schlechtesten, ungeheizten Zimmern, entwürdigende Behandlung und ein verschwindend kleiner Lohn waren denn auch der Grund, weshalb bald niemand mehr «dienen» wollte, der nicht gerade dazu gezwungen war. Fabrikarbeit bot viel grössere persönliche Freiheiten und war auch besser bezahlt. Den Autorinnen gelingt es sehr schön zu zeigen, wie zuerst der Zustrom von jungen Dienstmädchen aus den stadtnahen Gebieten, dann aus den industrialisierten Regionen und schliesslich überhaupt in der Schweiz allmählich versiegte und zu einem eigentlichen Dienstbotennotstand in den Städten führte. Die «dienstbaren Geister, die - der Ausdruck verrät mehr, als es scheint -, manche sich tatsächlich am liebsten unsichtbar und körperlos gewünscht hätten und die in den Häusern kaum je als eigenständige Persönlichkeiten behandelt wurden - «Putz Lumpen», «Menschen zweiter Klasse», «eine Art Sklave», «simple Lebewesen», «Untergebene», «nie Gleichgestellte» sind Charakterisierungen, die sich die Dienstmädchen verbittert selber geben -, mussten seit der Jahrhundertwende immer häufiger aus dem benachbarten Ausland, v.a. aus Süddeutschland geholt werden.

Strümpfe flicken, Tischtücher stopfen, nähern, Silber putzen, abstauben, auf den Knien Böden fegen,

Parkette «spändeln», wischen, glänzen, Betten und Zimmer machen, kochen, abwaschen, Wäsche einweichen, einseifen, kochen und am Waschbrett kneten, «glätten», servieren, etc. etc.: Dienstmädchen verrichteten von morgens sechs bis nachts um zehn oder elf Uhr - bei Einladungen auch weit über Mitternacht - «jeden Tag härteste körperliche Arbeit», bis zur Erschöpfung, manchmal bis zur Erkrankung.

Beim Lesen ging es mir so, dass mich die Wut packte, so anschaulich wird in diesem Buch die Arroganz eines Lebensstils geschildert, der auf der beinahe unumschränkten Verfügung über andere Menschen basierte. Längst vergangene Zeiten? Die Autorinnen schliessen sinnigerweise mit einem Kapitel über die Elektrifizierung der Haushalte - in den dreissiger Jahren war kaum ein Zehntel der schweizerischen Haushalte elektrifiziert - und über die Einführung arbeitssparender Geräte wie Waschmaschinen, Staubsauger, elektrische Bügeleisen etc. Der Trend zum «Neuen Wohnen» mit den zuerst vom Bauhaus propagierten «praktischen Küchen» setzte sich nur langsam durch. Erst als es nach dem Krieg bald keine Dienstmädchen mehr gab und diejenigen, die sich noch fanden, Freizeit und höhere Löhne forderten, setzte ein breites Umdenken ein. Die - nun alleinwirtschaftenden Hausfrauen wurden sich bewusst, «wie nahe im Grunde genommen die ihnen von der Gesellschaft zugeleitete Rolle bei denjenigen des Dienstmädchens lag». Doch die Realität der Schweiz, schreiben die beiden jungen Historikerinnen, sehe noch immer düster aus: «Kinderhorte sind überfüllt, Tagesschulen eine Ausnahme, Teilzeitarbeiten besonders für qualifizierte Arbeiter eine absolute Seltenheit, und Männer, die gleichwertige Verantwortung für Haushalt und Kinder übernehmen, rar.» Wem wohl sei's geklagt!

Peter Kamber

Besonders gefürchtet waren «Pan-nen» beim Servieren. Denn sie konnten den reibungslosen, stillgeordneten Ablauf eines herrschaftlichen Dinners ruinieren. «Es war uns, wenn wir auf den Dinners herum-reichten, streng verboten, auch nur ein einziges Wort zu sprechen», beschrieb Marie Sans-Gène die Anforderungen, die bezüglich des «feinen Tons in Rede und Antwort» an sie gestellt wurden. Als sie dieses Gebot einmal übertrat, zog dies heftige Rügen von Seiten der Hausfrau nach sich. «Ein zorniger Blick der Generalin traf mich, ich wurde rot und merkte, dass ich etwas Unschickliches verbrochen hatte. Die Generalin folgte mir dann auch gleich nach, als ich hinaus ging, und kan- zelte mich draussen tüchtig ab.»

Den enormen Erwartungsdruck, der bei gesellschaftlichen Anlässen auf ihnen lastete, spürten Dienstmädchen sehr wohl. Dies führte dazu, dass sie diesen oft mit grösster Sorge entgegensahen. «Nur wenn Besuch gekommen sei, hätte sie sich aufgeregt», ist in der Krankenge-schichte einer Hausangestellten zu lesen. Und Lina Beck, der es generell schwergefallen war, sich mit den Anforderungen eines Oberschicht-haushaltes vertraut zu machen, ver-brachte fast schlaflose Nächte vor Angst, in Gegenwart von Gästen ihre Aufgabe nicht tadellos erfüllen zu können: «Ich sah sogleich ein, dass ich noch manches lernen mus-shte, manches war nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Aber langsam ging es, langsam und mit wirklich grosser Hilfe von Fräulein Neuhaus. (...) Jeder Besuch erschreckte mich, wissen Sie, ich musste servieren. Fräulein Neuhaus lehrte mich, wie ich von welcher Seite servieren und von welcher Seite ich die Teller wegnehmen musste. Ja, da musste ich mir das am Abend im Bett je-wells «einhängern», um es am anderen Morgen noch zu wissen. Fräu-lein Neuhaus sagte die Sachen nicht gern zwei, drei Mal, nicht wahr. Sie sagte; wir kämen sonst nicht vor-wärts.»

Hatten sich Hausangestellte auf der einen Seite anzustrengen, dass sie «vorwärts» kamen, mussten sie auf

der anderen lernen, dass sie sich in vielen Fällen hintanzustellen hatten. Gutsituierte Arbeitgeberinnen gaben nämlich viel darauf, dass die soziale Distanz zwischen ihnen und ihren proletarischen Untergebenen an der Öffentlichkeit durch gebührende Distanz symbolisiert wurde. Hierzu, wie auch zur Demonstration der ihrem sozialen Rang angemessenen Freistellung von körperlicher Arbeit, bot sich vor allem der Gang auf den Markt an. «Ich musste immer mit ihr gehen, den Korb nehmen und drei Schritte hinter ihr hergehen. Nur ja nicht in die Nähe durfte ich ihr kommen. In den Geschäften musste ich an der Türe warten, während sie nach vorne ging, um einzukaufen. Dann winkte sie mir, ich musste nach vorne und den Korb hinhalten, bis sie die Ware hineingelegt hatte, und dann wieder ab, drei Schritte hintertretend. Sie hatte mir das mit den drei Schritten befohlen», beschreibt Frau X.Y. das Einkaufszeremoniell, dem sie sich zu unterwerfen hatte. Und sie fügte an: «Noch heute denke ich manchmal, puh, was war ich doch für ein «Tubel».

Auch Rosalia Wenger fühlte sich durch diese öffentliche Zurschauf-stellung ihres niedrigen sozialen Ranges zutiefst gedemütigt: «Zwei-mal in der Woche mit Madame nach Biel hinunter auf den Gemüse-markt und dabei immer einen Schritt hinter ihr gehen mit den Körben, damit es deutlich war, wer da oben und wer unten steht auf dieser schönen Welt.»

Mit dem Vermögen und der realen oder erwünschten sozialen Stellung der Vorgesetzten stieg nicht nur der Anteil der repräsentativen Pflichten. Je «feiner» das Haus, desto grösser war auch der Raum, den die direkte persönliche Bedienung, die kleinen und grösseren Handreichungen für die Herrschaften, ein-nahmen. «Als der Herr noch gelebt

Soziale Distanz

Auszüge aus: «Dienen in der Fremde»



Der kämmerliche Zettel wird von links weggenommen

Jede Hausfrau, die etwas auf sich und auf die Wertschätzung ihrer Familie in der guten Gesellschaft hielt, musste peinlichst auf die Einhaltung der bürgerlichen Etikette in ihrem Haus besorgt sein, weshalb sie ihrem Dienstmädchen alle hierzu notwendigen Verhaltensregeln unerbittlich einzutrichtern pflegte.

hat», erzählte die Angestellte eines Arztes im «Zürli» 1975, «habe ich ihn den «Zmorger» gerichtet, den «Znüni» und die neue Zeitung in die Mappe versorgt, ins Auto getragen, die Scheiben geputzt und das Garagentor geöffnet.» Diese alltäglichen kleinen Aufgaben, die allein der Bequemlichkeit des Arbeitgebers dienen, nehmen sich im Vergleich zu denjenigen, die Madeleine Lamouille in einem Aristokratenhaus-aufführen müssen, jedoch geradezu bescheiden aus. Ihre Arbeitgeberinnen liessen sich buchstäblich bis an den Rand des Bettes bedienen und jeden Handgriff abneh-men: «Als ich Zimmermädchen der jungen Damen war, hatte ich zu warten, bis die Damen geruhten,

ins Bett zu gehen. Sie blieben bis zehn Uhr auf, bis halb elf, bis elf. Dann musste ihnen das Haar gebürstet und Zahnpasta auf die Zahnbürste getan werden. Man brachte warmes Wasser in kleinen Krügen und leerte es in die Waschsüssel. Die jungen Damen waren ungefähr in meinem Alter. Die eine war zwanzig, die andere neunzehn. Ich gebürstete ihnen das Haar. Ich goss Wasser in die Waschsüssel, in der genau richtigen Temperatur; sie machten abends keine grosse Toilette. Und dann musste ich ihr Kleid nehmen und es in die Wäschekammer tragen, damit es täglich gebügelt werden konnte. (...) Bei Madame war es das gleiche, aber man musste ihr auch helfen, die Schuhe

auszuziehen. Sie setzte sich in ihren Sessel, und man zog ihr die Schuhe aus. Man half ihr das Kleid auszuziehen. Das Wasser war bereit wie für die jungen Damen. Aber man tat ihr nicht die Zahnpasta auf die Zahnbürste: das machte sie selber. Wenn sie sich die Hände wusch, musste man sich neben sie stellen, das Handtuch bereithalten, damit sie es nicht selber zu nehmen brauchte. Man hielt es ihr hin, sie trocknete sich die Hände, und man hängte es wieder an seinen Platz. Dann sagte sie ganz freundlich zu uns: «Gute Nacht.» Die Zeremonie war beendet.»

In ihrem Wunsch nach persönlicher Bedienung scheuten die Arbeitgeber auch keineswegs, von den ihnen unterstellten Frauen Dienste zu verlangen, die für eine Frau der eigenen sozialen Schicht unzumutbar gewesen wären: «Jedoch holte er mich manchmal ins Schlafzimmer von Monsieur Chenevierre hinauf, wenn diesem die Unterhosen wieder zu eng geworden waren, damit ich dran die Knöpfe versetzte», erzählt Rosalia Wenger. «Komisch war jeweils die Situation, wenn ich auf dem Leib von Monsieur die Knöpfe abtrennen und weiter hinten annähen musste, genau an der richtigen Stelle am Bündchen, damit die Hosen wieder exakt sassen, nicht zu eng und nicht zu weit waren.»

Dienstmädchen waren die einzigen, die Einblick in die sonst so sorgsam abgeschirmte Intimsphäre der Herrschaften hatten. Vor allem aber waren sie die einzigen, vor denen sich auch vehementeste Verfechterinnen von Ordnung und Reinlichkeit - im wahren Sinne des Wortes - keinen Zwang antaten. «Sehen Sie», so ein Dienstmädchen in den 30er Jahren, «meine Madame, die hat alles nur liegen lassen wie die Hühner den Dreck: Hier Strümpfe, dort Unterwäsche, die Schuhe auf dem Bett usw. Wehe mir aber, wenn einmal irgendwo ein Stäubchen vergessen wurde, eine Zeitung liegen blieb.»

Regula Bochsler, Sabine Gisiger, Dienen in der Fremde. Dienstmädchen und ihre Herrschaften in der Schweiz des 20. Jahrhunderts. Chronos Verlag, Zürich 1989, 38 Franken.